

Zum Verhältnis von Gegenstand und Forschungsmethoden in der Psychologie

Bergold, Jarg; Breuer, Franz

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Bergold, J., & Breuer, F. (1992). Zum Verhältnis von Gegenstand und Forschungsmethoden in der Psychologie. *Journal für Psychologie*, 1(1), 24-35. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-8059>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Zum Verhältnis von Gegenstand und Forschungsmethoden in der Psychologie

Jarg B. Bergold & Franz Breuer

Zusammenfassung: Auf dem Hintergrund eigener Diskrepanz-Erfahrungen als Forscher und Praktiker sowie aus epistemologischer Unzufriedenheit mit den methodologischen Standardkonzeptionen beschäftigen wir uns mit einer Reihe von Fragen der Gegenstandsangemessenheit psychologischer Methoden und Modelle. Ausgangspunkte sind einmal das Problem des Verhältnisses von (Realitäts-) Komplexität und (Modell-/Theorie-) Vereinfachung unter Gesichtspunkten des Handhabbarmachens von Objektbereichen und Aspekten der Forscher-Psychologie; zum anderen eine Kritik des „Dekontextualisierungs“-Standpunkts der vorherrschenden psychologischen Forschungsmethodik, die auf die Ausblendung von Forscher-Subjekt und Interaktionscharakter des Forschungskontakts hinausläuft. Es werden methodologische Alternativen in Form von Grundthesen, Kriterien und methodischen Konkretisierungen vorgeschlagen.

Vorbemerkung

Der folgende Text besteht aus unterschiedlichen Teilen, die von dem jeweiligen Autor eigenständig verfaßt wurde. Er ist aber das Ergebnis einer gemeinsamen Diskussion zwischen den beiden Autoren. Dies ermöglicht es uns, uns auf spezifische biographische Erfahrungen und Arbeitszusammenhänge zu beziehen.

J. B.

Die Frage nach dem Verhältnis von Gegenstand, Forschungsmethoden und daraus entwickelten Theorien hat sich mir im Laufe meiner Tätigkeit als Wissenschaftler und Praktiker aufgedrängt. Die Diskrepanz zwischen den Theorien und Befunden, welche die akademische Psychologie zur Verfügung stellt, und den Anforderungen, denen man in einer psychotherapeutischen oder gemeindepsychologischen Praxis ausgesetzt ist, ist deutlich erlebbar. Dabei handelt es sich nicht einfach nur um das Problem der Überführung theoretischen Wissens in die Praxis. Es handelt sich vielmehr um die Erfahrung, daß die konkreten Praxissituationen so komplex, so vielfältig sind, daß wissenschaftlichen Theorien oft weder ausreichende Orientierungs- noch Handlungsmöglichkeiten bieten. Dies ist die Unzufriedenheit, die häufig von Praktikern und auch von Studenten geäußert wird – sie ist mir bis

heute noch nicht abhanden gekommen. Um diese Erfahrung noch etwas nachvollziehbarer zu machen, will ich kurz über meine Gegenstands- und Forschungserfahrung berichten.

Zu Beginn meiner beruflichen Tätigkeit war ich in meiner Theorie behavioristisch und in meiner Praxis verhaltenstherapeutisch orientiert. Eindrucksvoll an der Verhaltenstherapie war, daß man die ganzen komplizierten und vielfältigen Phänomene, denen man in der Therapie begegnet, in relativ einfache und überschaubare theoretische Formulierungen fassen konnte. Zwar blieb immer noch die Vielfältigkeit der Welt erhalten, doch war diese eher Accessoire, Beiwerk und nicht das Entscheidende. Der Beweis für die Richtigkeit der einfachen Formulierungen schien sich aus den Therapieerfolgen zu ergeben, die sich auch zunächst einstellten. Der Ansatz trug auch seine eigene Immunisierungsstrategie in sich. Kam es nämlich zu keiner Veränderung, so bedeutete dies nur, daß man die Geschehnisse falsch lerntheoretisch analysiert hatte.

Die Frage, die uns allerdings bald beschäftigte, lautete: Ist es angemessen, die Phobie eines erwachsenen Menschen als strukturgleich mit der experimentell hergestellten Phobie von „little Albert“ zu verstehen, dem kleinen Jungen, an dem Watson & Rayner (1920) gezeigt hatten, daß sich auch beim Menschen Ängste konditionieren lassen? A. Görres (1972) verteidigte damals

als Psychoanalytiker die Verhaltenstherapie gegen den Vorwurf, sie forme den Menschen nach dem Bild der Ratte.

Bei dem Versuch, die Frage zu beantworten, stellten sich bald Zweifel ein. Im Laufe des Lebens konnten vielerlei Lernprozesse ansetzen, die alle einbezogen werden mußten. Im Prinzip war das allerdings möglich. Ich habe damals zusammen mit S. Rachman (Rachman & Bergold 1976) versucht, die Bausteine einer solchen Theorie der Phobie zu benennen und zumindest in eine vorläufige Verbindung zueinander zu bringen. Allerdings wurde dieser Theorieversuch bereits sehr kompliziert. Es war nicht mehr möglich, daraus einfache Konsequenzen abzuleiten.

Das Problem der unangemessenen Reduktion läßt sich auch noch von einer anderen Seite her beleuchten. Als Kontrast kann ich hier meine heutige Erfahrung dagegensetzen. Augenblicklich versuche ich zu verstehen, wie sich psychosoziale Einrichtungen und die darin eingebundenen Menschen in einer bestimmten Region entwickeln. Dabei mache ich Erfahrungen mit verschiedenen Menschen, Klienten und Professionellen, Verwaltungsbeamten, Politikern usw., mit verschiedenen Einrichtungen, großen und kleinen Trägervereinen, der staatlichen Gesundheitsbürokratie, der Psychosozialen Arbeitsgemeinschaft, der Stadtverordnetenversammlung des Bezirks Wedding, dem Berliner Senat usw. Ich bin also mit einer ganz anderen Komplexitäts- und Beschreibungsebene konfrontiert.

In dieser Situation werde ich von der Vielfältigkeit dessen, was mir begegnet und was ich glaube, in die Untersuchung einbeziehen zu müssen, überwältigt. Ich bin daher beständig auf der Suche nach Möglichkeiten, die Unendlichkeit der Gesichtspunkte zu reduzieren. Allerdings stoße ich auch hier sozusagen von der anderen Seite kommend auf die Frage: Wie weit kann ich reduzieren? Wann werde ich meinem Untersuchungsgegenstand nicht mehr gerecht? An welchem Punkt vereinfache ich ihn ungebührlich? Was heißt ungebührlich, d. h. was ist ein Kriterium für eine angemessene Reduktion? Um solche und ähnliche Fragen beantworten zu können, sind Überlegungen zur Person des Forschers und zu seinem methodologischen und methodischen Ansatz notwendig.

Zunächst stößt man auf einen subjektiven Faktor, die Person des Forschers, der sich für oder gegen ein bestimmtes methodisches Vorgehen oder eine bestimmte Theorie entscheidet. Die Frage an den Forscher lautet: Setzt du dich der Komplexität des Forschungsfeldes aus oder suchst du dir eine Methode und eine Theorie, mit deren Raster du die Forschungssituation von Anfang an vereinfachen kannst?

Devereux (1984) hat auf diese Frage geantwortet, daß die Entscheidung für eine der Alternativen mit der Angst des Forschers vor dem Gegenstand zu tun habe. Wir werden später noch auf die Notwendigkeit eingehen, das Verhältnis von Nähe und Distanz zum Gegenstand zu reflektieren (siehe auch B. Volmerg 1988). Hier soll beispielhaft von zwei Ängsten gesprochen werden, die in meiner Forschungserfahrung eine Rolle gespielt haben und von denen ich meine, daß sie mich dazu verführen, mich vom Gegenstand zu distanzieren und dadurch auch viele ängstigende Aspekte abzuwehren und damit abzuschneiden.

Es handelt sich zum einen um die Angst vor dem Überwältigtwerden durch Komplexität. Komplexität macht mich hilflos und ich greife gerne zu etablierten Theorien, die mir einen Haltepunkt in diesem Meer der Ungewißheit zu geben scheinen. Wenn ich sagen soll, was mir nun solche Angst macht, so fällt es mir zunächst schwer zu antworten. Wenn ich allerdings meine Hilflosigkeit als Gefährdung meiner eigenen Größenphantasien interpretiere, die Gesamtsituation vollständig erfassen zu können, wird mir meine Angst zumindest verständlich.

Eine andere Angst wird für mich erlebbar, wenn ich daran denke, meine Befunde in mein Forschungsfeld, den Bezirk Wedding, zurückzumelden und eventuell Stellung zu bestimmten Problemen nehmen zu müssen, die ich im Rahmen meiner Arbeit untersucht habe, die aber auch für die Praktiker im Bezirk, meine Forschungspartner/objekte wichtig sind. Forschung und insbesondere qualitative Forschung dringt häufig in einen geschützten, vielleicht sogar tabuisierten Raum ein, sie legt Handlungs- oder Denkweisen offen, die sonst nicht der Öffentlichkeit preisgegeben werden. Dies stellt eine Grenzverletzung dar, die dann, wenn zwischen den beiden Partner kein Vertrauensverhältnis besteht – oder wenn es wieder einmal gefährdet ist, auch zu Aggressionen

auf der Seite der Forschungspartner führen kann.

Da ich die Akteure kenne, kann ich auch ihren Ärger, ihre Wut und ihre Enttäuschung antizipieren, wenn ganz bestimmte Handlungsweisen oder Motive öffentlich werden, z. B. die Diskrepanz zwischen der immer wieder betonten Bereitschaft zur Kooperation mit anderen Einrichtungen und der tatsächlich geringen Zusammenarbeit. Hier dienen mir Distanzierungs- und Isolierungsstrategien dazu, mich vor dieser Aggression zu schützen. Ich kann mich hinter den Methoden oder hinter strukturellen Interpretationen verstecken.

Wir wollen also im weiteren der Frage nachgehen, inwieweit psychologische Methoden und Theorien ihren Gegenstand angemessen reduzieren, bzw. welche Aspekte in den augenblicklich dominierenden Forschungsansätzen ausgeblendet werden. Wir verwenden dabei das Konzept der Angemessenheit sowohl für Methoden als auch für Theorien, da wir der Meinung sind, daß auch Theorien ihren Gegenstand verfehlen können. Dies wurde am Beispiel der fehlenden Angemessenheit des Modell des klassischen Konditionierens für das Verständnis von phobischen Störungen bei Erwachsenen kurz aufgezeigt.

F. B.

In der in den letzten Jahrzehnten dominierenden Standardversion psychologischer Forschung wird ein methodologischer Standpunkt eingenommen, bei dem die Aspekte der Forscher- bzw. Forscherinnen-Subjektivität und des interaktiv-kommunikativen Charakters der Datengewinnung ausgeklammert bleiben. Sie werden als „Fehler“ – als Verstöße gegen ein spezifisches Ideal objektiver Erkenntnis – betrachtet. Dementsprechend gilt es, diese Charakteristika bzw. Fehler zu minimieren oder – besser noch – zu eliminieren.

Noch genereller läßt sich über diese methodologische Position sagen: Der Forscher (und erst recht: die Forscherin) wird nicht als Bestandteil des Feldes, das zur Untersuchung steht, angesehen; seine (ihre) Stellung darin wird nicht als Bestandteil der Theorie aufgefaßt.

Die Bedeutung des Wissenschaftler-Subjekts als Erkenntnisproduzent und als Teil

des Untersuchungsfeldes wurde für die Naturwissenschaften – die sich Psychologen so gern zum Vorbild nehmen – in den theoretischen Konzeptionen unseres Jahrhunderts als eine grundlegende Bedingung anerkannt (vgl. etwa Heisenberg 1983, 42-61).

Die Frage der Spezifität der Human-, Sozial- und Geisteswissenschaften gegenüber den Naturwissenschaften in methodologischer und methodischer Hinsicht hat eine Vielzahl von Kontroversen ausgelöst und Diskussionstraditionen unterhalten, auf die wir in diesem Aufsatz nicht systematisch eingehen können. Für die Psychologie spielt nach unserer Auffassung die prinzipielle Besonderheit eine wesentliche Rolle, die die Thematisierung des Erkenntnis-Subjekts im wissenschaftlichen Forschungsprozeß unabweisbar erscheinen läßt: Subjekt und Objekt sind hier strukturidentisch. Psychologische Erkenntnis ist daher prinzipiell immer auch Selbsterkenntnis. Die Position als Subjekt oder Objekt im Erkenntnisprozeß ist – der grundsätzlichen Möglichkeit nach – austauschbar.

Diese Tatsache erleichtert unsere wissenschaftlichen Erkenntnisbemühungen nun aber gerade nicht. Die „Einverwobenheit“ des Forschers bzw. der Forscherin in seinen bzw. ihren Gegenstand erschwert vielmehr das Einnehmen einer angemessenen Betrachtungsposition und -distanz (vgl. Breuer 1989a, 81 ff.).

Die am vorherrschenden methodologischen Forschungsideal ausgerichtete psychologische Forschung geht – das ist unser Ausgangspunkt – von einer Fehlannahme und einer Fiktion aus: Der Notwendigkeit subjekt- und interaktionsgereinigter Forschungskontakte und ihrer Machbarkeit. Es werden in diesem Rahmen methodische Verfahrensweisen der „Objektivitätsgewährleistung“ entwickelt, die „störende“ Aspekte ausschalten sollen. Dies ist in unseren Augen jedoch lediglich ein methodologiebedingt gewünschtes Postulat, dessen Verwirklichung überwiegend durch Techniken des Ignorierens „gesichert“ wird.

Beispiele für methodische Maßnahmen in diesem Sinne sind:

- * Reduktion, Minimierung, Standardisierung des interaktiven Kontakts zwischen Forscher bzw. Forscherin und „Versuchsperson“,

- * Reduktion und Normierung der Sprachverwendung und der sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten der „Versuchsperson“;
- * Minimierung von Divergenzen zwischen Beobachter/innen, Codierer/innen, Interpret/innen.

Die genannten Maximen und Maßnahmen bringen die Konsequenz mit sich, daß kontextuelle Faktoren in der (personal-sozial-interaktiv-kommunikativ-sprachlichen) Situation der Datenaufnahme so weit wie möglich normiert, standardisiert, minimiert und/oder ausgeschaltet werden müssen. Wir bezeichnen diese Bestrebungen hier mit dem globalisierenden Ausdruck „Dekontextualisierung“. Indem die personalen und sozialen Faktoren der „Vl.“-„Vp.“-Interaktion so „behandelt“ werden, soll der „wahre Wert“ eines Vp.-Merkmals unter einer Untersuchungs- bzw. Versuchsbedingung weitgehend ohne Stör-„Rauschen“ zutage treten.

Welcher „neue Kontext“ durch die Dekontextualisierung – durch den Entzug „alltagsweltlich“ vertrauter Orientierungsmöglichkeiten, Muster und Schemata – entsteht, welche Bedeutung eine „Versuchsperson“ einer solchen für sie fremdartigen Situation verleiht, ist für den Forscher (selbst auch für die Forscherin) nur noch von peripherem Interesse – in dieser Hinsicht bleibt ein gegenstandstheoretisches Vakuum. Die Ausblendung des Forscher-Subjekts aus dem ihn interessierenden Gegenstandsfeld bringt zudem die Konsequenz mit sich, daß Selbstreflexionsprozesse des Wissenschaftlers unterbunden und verhindert werden – jedenfalls insoweit, wie sie seine Rolle und Bedeutung beim Zustandekommen der wissenschaftlichen Erkenntnis betreffen. Dennoch bestimmt die Subjektivität des Forschers, so unsere These, den Erkenntnisprozeß in ganz wesentlichen Anteilen – unter dieser Orientierung aber weitgehend unreflektiert und unthematisiert.

Die Alternative

Der skizzierten methodologischen Vorstellung möchten wir eine andere gegenüberstellen und in einigen Aspekten erläutern. Unsere Grundthesen lauten:

- (1) Menschliche – und damit auch wissenschaftliche – Erkenntnis ist immer die Erkenntnis eines Objekts für ein Subjekt – vom Standpunkt, aus der Perspektive eines Subjekts.
- (2) Psychologische Daten sind Produktionen bzw. Konstruktionen eines kontextuell eingebetteten Subjekt-Objekt-Systems.

Im Gegensatz zum skizzierten Dekontextualisierungs-Postulat vertreten wir einen „Kontextualisierungs-Standpunkt“, den wir auch hinsichtlich seiner methodologischen Implikationen und Konsequenzen ernst nehmen und ausarbeiten möchten. Es geht uns dabei um Bemühungen des Berücksichtigens, Ausnutzens, Produktivmachens, Explizierens, Theoretisierens etc. der kontextuell-systemischen Bedingungen und Aspekte der Produktion bzw. Konstruktion psychologischer Daten. Dies gilt sowohl für deren Erhebung/Aufnahme wie für die Auswertung/Interpretation und Modellbildung. (Wir benutzen den „Daten“-Begriff hier in einem weiten Sinn des methodisch hergestellten, selektiven Protokolls eines interaktiven Geschehens.) Auf diesem Hintergrund folgt als weitere These:

- (3) Mit der Gegenstandserkenntnis in bezug auf das intendierte Objekt wird die Selbstreflexion des Wissenschaftler-Subjekts als integraler und systematischer Bestandteil des Erkenntnisprozesses produziert, thematisiert, genutzt und gepfllegt.

Um Objekterkenntnis zu gewährleisten, ist es nach dieser Auffassung nötig, die Position und die Charakteristika des Subjekts, d. h. die Erkenntnissituation, aus bzw. in der dieses Subjekt das Objekt betrachtet, systematisch in die Reflexion einzubeziehen.

Datengewinnung als Gespräch

Ein methodischer Bereich, an dem sich Dekontextualisierungs- und Kontextualisierungs-Standpunkt kontrastiv verdeutlichen lassen, ist der Stellenwert und der Zugschnitt, den das Gespräch (bzw. das verbale Auskunftgeben) als Forschungsmittel besitzt.

Die „alltagsweltliche“ Grundform des kommunikativen Austauschs – das Gespräch – stellt den Ausgangspunkt für sehr viele psychologische Verfahren der Informationserhebung dar bzw. diese sind von der Gesprächs-Form abgeleitet. Die uns aus Alltagszusammenhängen vertrauten Weisen und Muster des Gesprächs werden im Forschungskontakt unter der Dekontextualisierungs-Position durch die oben angesprochenen methodischen Normierungs- und Sterilisierungs-Bäder gezogen. Der Alternativ-Gedanke unter der Kontextualisierungs-Perspektive ist demgegenüber:

- * Gezieltes und reflektiertes Operieren mit den (sub-)kulturell geteilten und alltagsweltlich vertrauten Handlungs- und Interaktionsschemata bei der Datengewinnung. Auskünfte und (Selbst-) Darstellungen der „Versuchspersonen“ („Probanden“, „Informanten“; auch: „Probandinnen“ und „Informantinnen“) sollen in einem Medium und in Formaten erfolgen können, die zu ihrem vertrauten Repertoire der Darstellung persönlicher Relevanzen und Bedeutungen sowie Kommunikationsweisen gehören.
- * Die Rekonstruktion solcher Daten/Protokolle (ihre Auswertung und Interpretation) erfolgt mit Hilfe „anspruchsvoller“ Theorien, die die relevanten Aspekte sprachlicher Interaktion und ihrer „natürlich“-kontextuellen Faktoren berücksichtigen, thematisieren und methodisch handhabbar machen.

Es wäre nun zu erläutern, was es mit diesen „anspruchsvollen Theorien“ auf sich hat, wozu an dieser Stelle jedoch kein Raum ist. Es kommen hier eine Reihe von verstehensbezogen-interpretativen Ansätzen in Frage, etwa solche aus den weiten Bereichen der Hermeneutik, des Strukturalismus, der Diskurswissenschaft, der Interaktions-/Gesprächsanalyse, des Symbolischen Interaktionismus, der Ethnomethodologie, der linguistischen Pragmatik u. ä. (Beispiele aus meinem eigenen Forschungskontext etwa in Breuer 1991).

Systemische Aspekte – Gegenübertragung

Psychologische Daten sind das Produkt des Interaktionsprozesses eines interpersonalen

Systems, bestehend aus Forscher bzw. Forscherin und Untersuchungspartner/-partnerin bzw. Versuchsperson. Die „fakten“-produzierende Einheit ist also nicht eine solitär-personale („Daten der Versuchsperson“), sondern eine interpersonal-transaktionale (gemeinsam hergestellte „Fakten“). Der so entstehende „Text“ (d.h. die Dokumentation aller über das Interaktionsereignis dokumentierbaren Daten) kann in verschiedenen Richtungen gelesen werden – u. a. als Information (i. w. S.) über das (intendierte) Objekt (die Versuchsperson), wie – und darauf kommt es mir nun an – als Information über das Forschungsobjekt. In den Worten von Devereux (1984, 20):

„Vielmehr scheint alles darauf hinzuweisen, daß das Objekt, das am ehesten dazu taugt, wissenschaftlich auswertbares Verhalten zu manifestieren, der Beobachter selber ist. Das bedeutet, daß man durch ein Rattenexperiment, eine anthropologische Exkursion oder eine Psychoanalyse einen größeren Beitrag zum Verständnis des Verhaltens erhält, wenn man sie als Informationsquelle über den Tierpsychologen, den Anthropologen oder den Psychoanalytiker wertet, als wenn man sie nur als Informationsquelle über Ratten, Primitive oder Patienten in Betracht zieht.“

Unsere These ist: Die Fokussierung und Analyse der „Gegenübertragungs“-Reaktionen des Forschers bzw. der Forscherin ist eine fruchtbare Heuristik in bezug auf die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit einem psychologischen Gegenstand bzw. Problem: Selbstreflexion als Mittel/Instrument der Gegenstandserforschung. Erkenntnis (und Erkenntnisobjektivität) wird nach dieser Auffassung dadurch begünstigt und gefördert, daß sich der Wissenschaftler als Bestandteil der Beobachtungs-/Erkenntnissituation thematisiert und sich selbst ausdrücklich in die Untersuchung mit einbezieht. Hierbei lassen sich zwei Frage-Aspekte herausheben:

- * In welcher Weise spiegele ich mich als Forscher-Person in den Daten/Texten wider, die ich entlocke, ermögliche oder unterbinde? Geschieht das bewußt/reflektiert oder nichtbewußt?
- * Welche Intuitionen, Emotionen, Affekte, Ängste u. ä. tauchen bei mir im Kontakt mit dem Gegenstand auf? Welche Information läßt sich daraus über den Gegenstand und über mich selber ziehen?

Eine Frage ist, wie solche Aspekte sich methodisch umsetzen lassen. Wir könnten in

dieser Hinsicht – ganz ähnlich wie Devereux (1984) das in seinem Buch macht – mancherlei illustrierende Beispiele anführen. Problematisch sind diesbezügliche Verallgemeinerungen. Sicherlich gibt es hier keine algorithmisierbaren Regeln. Auf jeden Fall wird aber dazu gehören, Störungen im wissenschaftlichen Arbeitsprozeß auf sensible Weise zu thematisieren. Wir bemühen uns in unseren Umfeldern um so etwas wie Forschungssupervision, oder wir empfehlen das Führen möglichst ausführlicher und intimer Forschungstagebücher (vgl. dazu auch Leithäuser & Volmerg 1988).

Nähe und Distanz zum Forschungsgegenstand

In der Sichtweise George Devereux' auf „verhaltenswissenschaftliche“ Methoden besitzen diese die ganz wesentliche Funktion, Forscher(innen)ängste zu minimieren, indem der Gegenstand handhabbar gemacht und dabei (im Falle der verbreiteten Standardmethodik) weit vom eigenen Leib weggehalten wird. Das Problem der angemessenen Distanz zum Forschungsgegenstand bzw. des geeigneten Variierens von Nähe und Distanz ist in unseren Augen eine wichtige Frage psychologischer Methodologie. Wir vertreten im Rahmen unserer Kontextualisierungs-Auffassung ein Konzept relativ großer Nähe der Wissenschaftlerin zu ihrem Objekt, der Gewinnung relativ „körpernaher“ empirischer Daten – wenn wir als Vergleichsgröße wieder einmal die psychologische Standardmethodik nehmen. Es liegt uns aber auch daran, die damit verbundenen Schwierigkeiten und Gefahren nicht aus dem Auge zu verlieren.

Eine gewisse Orientierung oder Problemverdeutlichung dabei können – so meinen wir – Untersuchungsansätze in ethnologisch ausgerichteten Disziplinen abgeben: die Verfahrensweisen des Studiums fremder Sub-/Kulturen durch partielles und zeitweises Einlassen auf die dort herrschenden Lebensformen und Sehweisen. Man kann sich die angstausslösende Wirkung erhebungsmethodischer Praktiken wohl vorstellen, bei denen sich der Forscher der Fremdartigkeit des thematischen Gegenstandsbereichs in so existentieller Weise aussetzt, wie dies bei ethnologischen Felduntersuchungen mitunter anzutreffen ist. Die Standardorientie-

rungen in bezug auf wissenschaftliches Arbeiten in der Psychologie sind allerdings nicht leicht mit solchen Vorstellungen in Einklang zu bringen. Darüber hinaus sind die Bedingungen wissenschaftlicher Karrieren in unserer Disziplin so, daß dadurch das intensivere „Einlassen“ auf ein Untersuchungsfeld eher behindert als nahegelegt oder gefördert wird.

Wir halten es dennoch für eine gute Praxis, unterschiedliche Dichte- und Intensitäts-Varianten des Kontakts mit einem Untersuchungsfeld – zumindest gedanklich – durchzuspielen: einerseits, um eine für den Bereich und die thematische Fragestellung geeignete Vorgehensweise zu entwickeln – zum anderen, um selbstreflexiv die persönlichen Bereitschaften und Möglichkeiten eines Engagements im Feld sowie diesbezügliche persönliche Widerstände und Barrieren abklären zu helfen.

Die Aufgabe der wissenschaftlich-analytischen Aufarbeitung der skizzierten Art von Daten macht es allerdings erforderlich, auch Phasen und Orte der Distanzierung vom Feld zu gewährleisten, abwechselnd eine Nähe- und Distanz-Position einzunehmen, die eigene Perspektive in dieser Hinsicht zu variieren.

Denn das sind Gefahren und Probleme bei einem solchem Vorgehen:

- * der Verlust der Fähigkeit, einen „analytischen Abstand“ zum Untersuchungsfeld einzunehmen, sich vielmehr dort und in dessen Faszination oder Fremdartigkeit zu verlieren oder dort verloren zu gehen;
- * das Aushalten-Können der Verunsicherung durch ein tiefgehendes persönliches Einlassen auf fremdartige Feldumgebungen und die Notwendigkeit der Sicherung und Rückversicherung hinsichtlich der eigenen sozialen und kulturellen Identität.

Realitätskonstruktionen, Wissensbestände und Handlungserfahrungen im Feld

Eine weitere Maxime, die uns wichtig ist, ist die des Ernstnehmens und der Wertschätzung der im Feld vorhandenen Bedeutungskonstruktionen, Subjektsichtweisen, Wissensbestände und Handlungserfahrungen. Dies scheint uns durch gegenstandstheoretische, methodologische, anwendungsbezogene sowie forschungsethische Gesichtspunkte nahegelegt.

Die im Feld vorhandenen Konzepte, die dort praktizierten Kategorisierungen, Redeweisen, Handlungsmuster etc., sind im reflexiven Sinne Bedingungen und Faktoren, die soziale und psychische Prozesse mitkonstituieren und beeinflussen. Es finden sich dort Schemata, die kognitive Instrumente der Wirklichkeitskonstruktion der Feldmitglieder darstellen. Verhaltensweisen und Personcharakteristika werden beispielsweise als „Fälle von ...“ – spezifischen Kategorien – klassifiziert; sie begründen und bekräftigen damit bestimmte Realitätsstrukturierungen. (Solche Konstruktionsprozesse sind eine Forschungsdomäne etwa der phänomenologischen Soziologie und der Ethnomethodologie; vgl. etwa Grathoff 1989; Patzelt 1987.)

In der Psychologie hat sich in den letzten Jahren ein verstärktes Interesse an Erfahrungs- und Wissenskonzepten „im Feld“ herausgebildet, dem wir unter verschiedenen Konzeptualisierungsweisen begegnen, so etwa als „subjektive“ bzw. „naive“ Theorien, als „Expertenwissen“ oder als Vermittlungskonzepte im Theorie-Praxis-Verhältnis, unter „Technologie“-Gesichtspunkten. Dabei wird in je spezifischer Weise dem Phänomen nachgegangen, daß wissenschaftlich-psychologische Theorien und Konzepte in vielen Fällen Bestandteile (Beschreibungen, Erklärungen, Problemlösungen etc.) enthalten, für die es hinsichtlich des Referenzbereichs Äquivalente in alltagssprachlichen oder alltagspraktischen Zusammenhängen gibt. Letztere werden nun zu explizieren versucht – wobei in unseren Augen häufig gravierende Verkürzungen und Abwertungen vorgenommen werden (z. B. auf computerisierbare „Expertensysteme“ oder in bezug auf „Naivitäts“-Demarkationen).

Aus diesem vielschichtigen Problemfeld kann ich hier nur einige Aspekte ansprechen (vgl. dazu Bergold & Breuer 1987; Breuer 1988).

Untersuchungspartner gewinnen unter der von uns favorisierten methodologischen Konzeption zum einen in höherem Maße den Status von Informanten, die etwas Bedeutsames aus ihrem Lebenskontext, Handlungs- und Reflexionsbereich zu berichten haben. Dies hat Auswirkungen auf die kognitive Anforderung und die soziale Relation in der Situation der Datengewinnung: Die „Versuchsperson“ kann sich in (Selbst-

Darstellungsmustern bewegen, die ihr alltagsweltlich vertraut und die mit der Begründung und Bewahrung ihres Selbstbildes und ihrer Identität verknüpft sind.

Zum anderen ergeben sich Konsequenzen für die soziale und erkenntnisbezogene Rolle der „Versuchsperson“. Ihre Stellung wird insgesamt gestärkt und umgewertet. Erkenntnisproduktion bekommt mehr vom Charakter kooperativer Bemühung von „Subjekt“ und „Objekt“. Das Resultat ist stärker eine gemeinsame Konstruktion der am Prozeß Beteiligten. Für viele wissenschaftlich-psychologisch thematisierte Bereiche kann man zudem sagen, daß die untersuchten Personen gegenstands- bzw. handlungsfeldbezogen (zunächst) die eigentlichen Experten sind – in dem Sinne, daß sie über spezifische Kenntnisse und Erfahrungen verfügen, die nun beschrieben und systematisiert werden. In solchen Konstellationen scheinen uns die Fähigkeiten auf seiten des Forschers bedeutsam, mit seiner gegenstandsbezogenen Inkompetenz, seinem Laien-Status, in qualifizierter und produktiver Weise umzugehen.

Die Position der Wissenschaftlerin ist in unserem Konzept also eine andere als die, es im Grunde von vornherein bereits „besser zu wissen“. Wir halten es vielmehr zunächst einmal für ihre Aufgabe, eine (Gesprächs-) Situation zu schaffen, in der für die Untersuchungspartnerin eine maximale Explikation und u. U. auch Reflexion und Entwicklung ihres Wissens, ihrer Konzepte und Erfahrungen möglich werden.

Grundlegende Verpflichtungen des wissenschaftlichen Arbeitskodex in der Standardversion erstrecken sich auf die Berücksichtigung neuester Forschungsliteratur – nicht jedoch auf die Einbeziehung der gegenstandsbezogenen Sichtweisen und Wissensbestände, die die Feldmitglieder besitzen (vgl. etwa Breuer 1979). So wird eine Chance erkenntnisbezogener Heuristik ignoriert und verschenkt.

Perspektiven und Perspektivendivergenzen

Unter dem Gesichtspunkt der Erfassung der Perspektiven, Wissensbestände, Könnensformen etc. im Feld scheint es uns oftmals angebracht zu überlegen: Welche Personen kommen als Auskunftquelle bzw. Informanten für das thematische Problem in Fra-

ge? Welche gegenstandsbezogenen Sehweisen können interessant oder bedeutsam sein?

Die Verschiedenartigkeit der Beteiligten-Perspektiven ist nach unserer Ansicht dabei nicht als erkenntnisbezogener Mangel zu deuten. Unter der methodologischen Standardkonzeption der Psychologie gilt ja die Nicht-Übereinstimmung zwischen Beobachtern, Informanten, Codierern, Beurteilern etc. als Fehler, als Defizit an Objektivität und Reliabilität (nach der Devise: „Es kann nur eine Wahrheit geben!“). Produktiver scheint es uns demgegenüber zu sein, diese Differenzen in systematischer Weise als Daten zu nutzen, die Unterschiedlichkeit und deren Bedingungsfaktoren zum Untersuchungsgegenstand und zur Informationsquelle zu machen (vgl. Breuer 1989b).

Wir halten die Kontrastierung unterschiedlicher Perspektiven auf ein Objekt für eine vielversprechende Erkenntnisstrategie. Die Betrachtung eines Gegenstands aus vielen Blickwinkeln ermöglicht Klärungen in Subjektrichtung (in bezug auf Erkenntnisbedingungen: Charakteristika und Positionen des Informanten etc.) wie in Objekttrichtung (auf den fokussierten Gegenstand). Differenzinformation liefert uns Erkenntnisse eines anderen logischen Typs - im weiten Sinne „Information über Tiefe“, wie es bei Gregory Bateson (1984, 88 ff.) heißt.

Das Aufsuchen und Auffinden theoretisch belangvoller Divergenz-Daten kann durch vielfältige Kontrastbildungs-Strategien geschehen: durch die gezielte Einbeziehung und Konzeptualisierung (a priori) unterschiedlicher Perspektiven von Feldmitgliedern (Angehörigen verschiedener soziologisch oder psychologisch klassifizierbarer Gruppen, „entwickelte Fälle“, Extremfälle etc.), durch Herausarbeiten kontrastiver Phänomene aus dem Datenmaterial (Bildung von a posteriori-Fallgruppen und -Typen, Finden von Ausnahmen, Abweichungen etc.), durch „Pendelbewegungen“ der Forscherin zwischen unterschiedlichen Perspektiven (Eigen- und Fremdsichten, Nähe vs. Distanz zum Feld, Phasen der „Sozialisation“ im Feld o. ä.), durch Reflexion und Verarbeitung von Kontrasten im Auswertungs- und Interpretationsprozeß (etwa Beurteilungsdivergenzen unterschiedlicher Auswerterinnen o. ä.).

Einen methodischen Gedanken, der mit dieser Grundidee zusammenpaßt, finden

wir auch im induktiv ausgerichteten Ansatz der „Grounded Theory“ von Glaser & Strauss (1967; vgl. Strauss 1991). Dort gibt es die methodischen Konzepte des „Theoretical Sampling“ („theoriegeleitete Erhebungsauswahl“) und der „Constant Comparisons“ (des ständigen Vergleichens): Aufgrund des Erkenntnisstandes und -fortschritts während einer Untersuchung wird fortlaufend im Prozeß („online“) entschieden, welcher „nächste Fall“ (welche Personengruppe, Aktivitätsform, Bedingungskonstellation etc.) theoretisch interessant ist. Der Vorgang der „Stichproben“-Zusammenstellung und der Datenerhebung wird durch die laufende Erkenntnisentwicklung gesteuert. Dabei soll systematisch nach Differenzen und Variationen gesucht werden: Der Vergleich dieser Kontrast-Fälle ist im Grounded Theory-Konzept ein zentrales Mittel der Erkenntnisproduktion.

Es erscheint uns - das ist aus unseren Überlegungen hoffentlich deutlich geworden - sinnvoll, einige zentrale methodologische Postulate der Standardkonzeption psychologischer Forschung grundsätzlich neu zu überdenken und „gegen den Strich zu bürsten“. Die Bemühungen um die Erlangung und Begründung von Erkenntnisgewißheit mit Hilfe wissenschaftlicher Prozeduren sind in der Vergangenheit auf mehreren Ebenen in eine gravierende Krise geraten. Wir halten es für lohnenswert, den Standpunkt, die Rolle und Bedeutung des „erkennenden Systems“ in seinen Aspekten ernstzunehmen, auszudifferenzieren und dies methodisch produktiv zu machen.

Das Subjekt psychologischer Erkenntnisbemühung ist stets auch Bestandteil des fokussierten Gegenstandsfeldes. - Was bedeutet das? Und wie kann man dies nicht (nur) als epistemologisches Hemmnis betrachten, sondern (auch) die darin enthaltenen erkenntnisproduktiven Potenzen nutzen?

J. B.

Die methodologischen und methodischen Vorschläge, die wir ausgehend vom Gedanken der Kontextualisierung hier dargestellt haben, haben das Ziel, Theorien über den Gegenstand zu ermöglichen, die reichhaltiger, differenzierter und angemessener sind,

als dies bei einem dekontextualisierenden Vorgehen der Fall ist. Dort müssen Kontexte bei der Theorieanwendung neu hinzugefügt werden, womit dann aber auch die Gültigkeit der Theorie unbekannt wird.

Die zu Beginn aufgeworfene Frage nach der angemessenen Reduktion bleibt allerdings weiterhin unbeantwortet. Im Gegenteil, unter Umständen verschärft sie sich noch. Kontextualisierung bedeutet Zunahme von Komplexität, damit auch Vielgestaltigkeit und eventuell sogar Unübersichtlichkeit der daraus entwickelten Theorie. Eine Kontextualisierungsstrategie bei der Erhebung und Auswertung schafft zwar die Möglichkeiten für eine reiche, differenzierte Theorie, löst aber das Problem der gegenstandsangemessenen Reduktion noch nicht. Es bleibt weiterhin die Frage, nach welchen Kriterien die Angemessenheit einer Reduktion bestimmt werden kann.

Wir wollen versuchen, zur Bearbeitung dieses Problems noch einige Überlegungen beizutragen. Dabei wollen wir uns einer Antwort mit der Hilfe von Analogien nähern und zunächst annehmen, daß wissenschaftliche Theorien Landkarten darstellen, die wir konstruieren, um eine Orientierung zu ermöglichen. Geht man von dieser Metapher aus, so wird deutlich, daß die Frage nach der angemessenen Reduktion nicht allgemein beantwortet werden kann. Eine Karte kann man nur zeichnen, wenn man vorher bestimmt hat, was damit gemacht werden soll, welche Probleme mit ihrer Hilfe gelöst werden sollen. Sie stellt immer eine Reduktion des Originals hinsichtlich bestimmter, als notwendig erachteter Aspekte dar, sie reduziert Komplexität, erzeugt Überschaubarkeit und erlaubt es daher, sich mit ihrer Hilfe in einer bestimmten Umwelt zu orientieren und in ihr zu handeln.

Mit Hilfe der Landkartenmetapher läßt sich unserer Ansicht nach ein Weg aufzeigen, auf dem Kriterien für eine angemessene Reduktion entwickelt werden können. Wenn es schwierig ist, von einer gegenstandsangemessenen Reduktion zu sprechen, weil sich aus dem Gegenstand unmittelbar keine Kriterien für die Angemessenheit gewinnen lassen, könnte man wenigstens von Problemangemessenheit sprechen.

Die Frage nach der Problemangemessenheit beginnt allerdings nicht erst bei der fertigen Karte, sondern sehr viel früher bei

der Frage, welche Informationen zu erheben sind. Wenn man die Aufgabe hat, eine Straßenkarte zu konstruieren, wird man zunächst bestimmen, welche Problemstellungen mit Hilfe der Karte gelöst werden sollen und dann anschließend nur bestimmte Aspekte der Landschaft zu erfassen suchen. Auch die Erfassungsmethoden und Registrierungsmethoden werden dem Zweck entsprechend ausgewählt werden müssen.

In eine solche Problemanalyse muß auch die Problemstellung einbezogen werden (siehe z.B. Seidel 1976), also die Frage, wieso das Problem überhaupt zum Problem wird, bzw. durch welche Bedingungen oder von welchen Interessengruppen das Problem bestimmt wurde. Probleme können sich aus unterschiedlichen Gründen stellen. In der Wissenschaft wird herkömmlicherweise behauptet, daß die Problemstellungen aus der Logik des wissenschaftlichen Erkenntnisprozesses erwachsen. Daß diese Vorstellung verkürzt ist, darauf ist in der Zwischenzeit schon von unterschiedlicher Seite hingewiesen worden, hier soll daher nicht weiter darauf eingegangen werden. Der Zusammenhang zwischen Erkenntnis und Interesse ist auch im deutschen Sprachraum zumindest seit Habermas (1968) bekannt. Man kann also annehmen, daß Theorie in bezug auf eine Problemstellung selektiv ist und Erkenntnisinteresse und Beziehung zum Gegenstand notwendig in sie eingehen.

Aus der Perspektive der Problemangemessenheit wird auch noch ein anderer Aspekt bedeutsam. Eine problemangemessene Theorie muß nicht nur eine Problemlösung ermöglichen, sondern auch die Einschätzung von deren „Nebenfolgen“. Damit wird ein Problem deutlich, das in der heutigen Forschung vor allem im Bereich der Technologieverwendung diskutiert wird. Eng am Auftrag orientiert, lassen sich Problemlösungen entwickeln, die zwar unmittelbar und kurzfristig erfolgreich sind, die aber im Gesamtkontext oder im Zeitverlauf unbeabsichtigte, unbedachte und evtl. katastrophale Konsequenzen haben können. Im Sinne der bisherigen Ausführungen läßt sich sagen, daß in diesem Fall die verwendete Theorie das Problem zu eng definiert, so eng, daß die möglichen Folgen in anderen Bereichen oder Zeiten nicht mehr sichtbar werden konnten. Wir meinen also, daß unter dem Gesichtspunkt der Problemange-

messenheit etwas reflektierbar wird, das uns heute unter dem Stichwort Technologiefolgen beschäftigt und das die Menschheit inzwischen gefährdet. Schon allein deshalb könnte das Konzept der Problemangemessenheit ein nützliches Konzept sein.

Problemangemessen wären eine Forschungsvorgehen oder eine Theorie also dann, wenn sie nicht nur erlauben, sich im engeren Problemraum zu orientieren und Lösungsmöglichkeiten zu entwickeln, sondern wenn die Reflexion auch die Problemstellung einbezieht und der Gegenstand so konstruiert wird, daß eventuelle Folgen sichtbar werden können. Der Grad der Komplexitätsreduktion wäre dabei durch eine obere und eine untere Grenze gegeben, nämlich durch die Problemangemessenheit einerseits und die Handlungsfähigkeit des Problemlösers andererseits.

Mit Hilfe der Kartenmetapher läßt sich noch ein weiterer Gesichtspunkt gewinnen. Die Brauchbarkeit einer Karte kann man nur prüfen, indem man sie zur Orientierung in der Gegend nutzt. Das heißt, daß Problemangemessenheit nur im Handeln bestimmt werden kann, nämlich als Antwort auf die Frage, ob die Theorie der Orientierung in der praktischen wie auch in der theoretisch-symbolischen „Realität“ erfolgreich dient. Das bedeutet, daß es unterschiedliche Handlungsgemeinschaften geben muß, die jeweils die Angemessenheit ausloten. Zumindest drei dieser Handlungsgemeinschaften erscheinen uns bedeutungsvoll. Zunächst gibt es traditionellerweise die Handlungsgemeinschaft der *Theoretiker oder Wissenschaftler*, also der scientific community (Kuhn 1967), in der die jeweilige Theorie der Lösung bestimmter grundlagentheoretischer Problemstellungen dienen soll. Zum zweiten gibt es die *Gemeinschaft der Praktiker*, welche die Theorie auf ihre Angemessenheit zu Problembeschreibung und Problemlösung in der Alltagswelt prüfen. Zum dritten schließlich, und dies scheint uns heute zunehmend an Bedeutung zu gewinnen, muß die *Gemeinschaft derjenigen Menschen* einbezogen werden, welche mit den Problemlösungen, die durch die Theorie angeregt wurden, konfrontiert sind, oder welche sich diese Theorie selbst aneignen, weil sie dem Versprechen glauben, hier werde ein Weg aufgezeigt, auf dem die Probleme des eigenen Alltags besser bewältigt werden könnten.

Die Kartenmetapher sollte selbstverständlich nicht überstrapaziert werden. In der Abgrenzung davon läßt sich allerdings noch ein weiterer Gesichtspunkt herausarbeiten. Wir hatten schon festgestellt, daß die Karte hinsichtlich einiger Aspekte konstruiert wird, die für die spezielle Problemstellung wichtig sind. Durch diesen Akt wird aber nicht nur die Karte konstruiert, sondern gleichzeitig das, was als „Wirklichkeit“ angesehen werden soll. Der Straßenkartograph sieht vor allem Straßen in der Landschaft – vielleicht auch dort, wo es noch gar keine gibt. v. Weizsäcker (1940) hat dieses Phänomen ja bereits sehr früh im Zusammenhang mit dem Gestaltkreis beschrieben.

Um die Konsequenzen deutlich zu machen, die sich unserer Meinung nach aus dieser doppelten Konstruktionsleistung ergeben, scheint uns noch eine andere Überlegung nützlich, die aus dem Bereich der Kunst stammt. Kunstwerke, z. B. ein Musikstück, aber auch ein Bild, sind reine Konstruktionen. Interessant scheint uns die Frage, warum sich bestimmte Musikstücke über die Jahrhunderte halten, warum sie immer wieder gespielt werden, und warum andere nach kurzer Zeit wieder verschwinden. Hier wollen wir die These aufstellen, daß die Vielfältigkeit, die in den Stücken enthalten ist, es ermöglicht, sie immer wieder neu und der jeweiligen Zeit gemäß zu interpretieren. Wir möchten diese Eigenschaft „*potentielle Komplexität*“ nennen, weil sie sich erst in der Auseinandersetzung mit dem jeweiligen Interpreten entfaltet. Aus der Auseinandersetzung mit dem Kontextbegriff bei Wittgenstein kommt Volmerg (1988) zu einem ähnlichen Resultat, nämlich daß erst durch die Rekonstruktion des Kontexts ein „richtiges, situationsangemessenes Verstehen“ (124) möglich ist. In diesem Sinne ließe sich potentielle Komplexität auch als Kontextanschlußfähigkeit kennzeichnen.

Es wäre nun zu fragen, ob man mit dem Begriff der potentiellen Komplexität ein zunächst sicherlich sehr vages Konzept in der Hand hat, mit dessen Hilfe man einen wichtigen Aspekt der Gegenstandsangemessenheit von Theorien und Modellen kennzeichnen kann. Wir hatten angenommen, daß Theorien als problembezogene Konstruktionen sich erst in der Interaktion mit dem Theoretiker oder Praktiker entfaltet. Das Konzept der potentiellen Komplexität

verweist unter dieser Prämisse u. a. auf die Frage, ob die Theorie in einer solchen Interaktion auch zu Konstruktionen von zuzusätzlichen, neuen Aspekten des Gegenstands anregt bzw. diese ermöglicht. Zusammen mit dem Gedanken der doppelten Konstruktionsleistung weist das Konzept der potentiellen Komplexität darauf hin, auch die Tätigkeit der Theorienutzer stärker zu beachten und in die Entwicklung und Beurteilung von Theorien einzubeziehen.

Bei der Theorienutzung, die ja eigentlich eine problemangemessene Neukonstruktion ist, muß der Grad der angemessenen Komplexitätsreduktion jedes Mal neu austariert und auf den neuen Kontext bezogen werden. Bietet eine Theorie oder ein Modell ausreichend Anknüpfungspunkte für die Selektion neuer Kontextrelationen durch einen neuen Theorienutzer, so bedeutet dies zumindest einen Hinweis auf ihre potentielle Komplexität. Gleichzeitig werden auf die

se Weise sowohl die Theorie wie auch der Gegenstand weiterentwickelt. Ein solcher zweiseitiger Prozeß enthält die Chance, daß übermäßige Vereinfachungen oder Verzerrungen bei der Komplexitätsreduktion zumindest im Verlauf des gemeinsamen Umgangs mit der Theorie aufgedeckt werden können.

Empirische Hinweise auf solche Neukonstruktionsprozesse finden sich in neuerer Zeit unserer Meinung nach u. a. in den Arbeiten, die im Rahmen eines DFG-Schwerpunkts zur soziologischen Verwendungsforschung durchgeführt worden sind. Hier haben Beck & Bonß (1989) sehr deutlich darauf verwiesen, daß die Verwendung von wissenschaftlichen Theorien nicht Anwendung ist, sondern die aktive Neuschaffung „im Handlungs-, Sprach-, Erwartungs- und Wertkontext des jeweiligen Praxiszusammenhangs“ sind.

Literatur

- Bateson, G. (1984): Geist und Natur. Eine notwendige Einheit. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Beck, U. & Bonß, W. (Hrsg.) (1989): Weder Sozialtechnologie noch Aufklärung? Analysen zur Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Bergold, J. B. & Breuer, F. (1987): Methodologische und methodische Probleme bei der Erforschung der Sicht des Subjekts. In: Bergold, J. B. & Flick, U. (Hrsg.), Ein-Sichten. Zugänge zur Sicht des Subjekts mittels qualitativer Forschung. Tübingen: DGVT: 20-52
- Breuer, F. (1979): Psychologische Beratung und Therapie in der Praxis. Heidelberg: Quelle & Meyer
- Breuer, F. (1988): Probleme und Prinzipien des (methodischen) Umgangs mit Gegenstands-Einheiten in der Psychologie. In: Groeben, N. u. a. (Hrsg.), Zukunfts-Gestalt-Wunsch-Psychologie. Zur Gestalt psychologischer Forschung nach Manfred Sader. Münster: Aschendorff: 75-96
- Breuer, F. (1989a): Wissenschaftstheorie für Psychologen. Eine Einführung. Münster: Aschendorff
- Breuer, F. (1989b): Die Relativität der Realität. Zur erkenntnis- und praxisbezogenen Produktivität differentieller Sehweisen der „Wirklichkeit“. In: Beerlage, I. & Fehre, E.-M. (Hrsg.), Praxisforschung zwischen Intuition und Institution. Tübingen: DGVT: 57-69
- Breuer, F. (1991): Analyse beraterisch-therapeutischer Tätigkeit. Methoden zur Untersuchung individueller Handlungssysteme klinisch-psychologischer Praktiker. Münster: Aschendorff
- Devereux, G. (1984): Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Glaser, B. G. & Strauss, A. L. (1967): The Discovery of Grounded Theory. Strategies for Qualitative Research. Chicago: Aldine
- Görres, A. (1972): Psychoanalyse und Verhaltenstherapie. in: Bachmann, C.-H., Psychoanalyse und Verhaltenstherapie. Frankfurt: Fischer
- Grathoff, R. (1989): Milieu und Lebenswelt. Einführung in die phänomenologische Soziologie und die sozialphänomenologische Forschung. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Habermas, J. (1968): Erkenntnis und Interesse. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Heisenberg, W. (1983): Quantentheorie und Philosophie. Vorlesungen und Aufsätze. Stuttgart: Reclam
- Kuhn, Th. (1967): Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Leithäuser, T. & Volmerg, B. (1988): Psychoanalyse in der Sozialforschung. Eine Einführung am Beispiel einer Sozialpsychologie der Arbeit. Opladen: Westdeutscher Verlag
- Patzelt, W. J. (1987): Grundlagen der Ethnomethodologie. Theorie, Empirie und politikwissenschaftlicher Nutzen einer Soziologie des Alltags. München: Fink
- Seidel, R. (1976): Denken. Psychologische Analyse der Entstehung und Lösung von Problemen. Frankfurt/M.: Campus
- Strauss, A. L. (1991): Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in

der empirischen soziologischen Forschung. München: Fink

Volmerg, B. (1988): Erkenntnistheoretische Grundsätze interpretativer Sozialforschung in der Perspektive eines psychoanalytisch reflektierten Selbst- und Fremdverstehens. In: Leithäuser & Volmerg 1988, 131-180

Watson, J. B. & Rayner, R. (1920): Conditioned emotional reactions. *Journal of experimental psychology* 3, 1 ff.

von Weizsäcker, V. (1940): *Der Gestaltkreis. Theorie der Einheit von Wahrnehmung und Bewegung.* Stuttgart: Thieme

Die Werke eines der bedeutendsten und bis heute einflußreichsten Psychiater und Psychologen unseres Jahrhunderts waren lange Zeit vergriffen. In einer sorgfältig edierten, textkritischen Ausgabe werden nunmehr seine wichtigsten Schriften endlich wieder zugänglich gemacht.

Asanger

Ludwig Binswanger

Ausgewählte Werke in vier Bänden

Band 1: Formen mißglückten Daseins

Herausgegeben und bearbeitet von M. Herzog.

1992, XXXIX+443 S., brosch.: DM 68.- (202-8) / geb.: DM 98.- (206-0)

Der Editionsplan:

Band 1: Formen mißglückten Daseins (hrsg. von M. Herzog).

Enthält die Werke "Über Ideenflucht" (1933) und "Drei Formen mißglückten Daseins" (1956).

Band 2: Grundformen und Erkenntnis menschlichen Daseins (hrsg. von H.-J. Braun und M. Herzog). Enthält das gleichnamige Hauptwerk (1942).

Band 3: Vorträge und Aufsätze (hrsg. von M. Herzog). Enthält eine Auswahl an publizierten Vorträgen und Aufsätzen und bisher nicht publizierte Schriften aus dem Nachlaß.

Band 4: Der Mensch in der Psychiatrie (hrsg. von A. Holzhey).

Enthält eine Auswahl aus den Spätschriften Binswangers.

Die Gesamtedition wird Ende 1993 abgeschlossen sein.

Roland Asanger Verlag, Rohrbacher Str. 18, D-6900 Heidelberg
Tel. 06201/18 31 04, Fax 06201/16 04 15